



# Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 5.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1921.

## Und dennoch!

Du klagest über unsere Zeit. —  
Wahr ist's, sie geht auf irren Wegen;  
In blinder Wahnnumfangenheit  
Sagt sie dem Untergang entgegen.  
Allorts herrscht wilde Gier nach Gold:  
„Genießen!“ heißt die Tagssparole:  
So ward der Geist zum Trunkenbold,  
Zum letzten Labfal die Pistole! —  
Und dennoch, o verzage nicht  
Inmitten solcher Volksverblendung  
Und wanke nicht vom Pfad der Pflicht! —  
Wer weiß, wie nahe schon die Wendung.

Fr. Plettke.

## Heimatbild aus neolithischer Zeit.

Von

Konservator Fr. Plettke, Geestemünde.

Es ist Mitte November. Seit einigen Tagen hat der eifige Ostwind die überschwemmte Flußniederung mit einer festen Eisdecke versehen, die bereits einen Mann zu tragen vermag. Aus der weiten Eisfläche rogen einzelne Erlen und Weidenbüsche hervor, und am jenseitigen Ufer steigt ein lichter Eichen- und Buchenwald, dessen Untergehölz hauptsächlich aus dunkelgrünen Hülften besteht, die sanftgeneigte Anhöhe hinan, die die Talniederung im Süden begrenzt.

Jetzt wird es am Eisrande lebendig. Kinderjubiläum erschallt, dazwischen Hundegekläff. In einiger Entfernung sehen wir am Südrande der diesseitigen Anhöhe eine Anzahl rundlicher Hütten mit gelblichen Lehmwänden und dunkler Bedachung aus Rohr und Heide, an deren Spitze bläulicher Herdrauch emporsteigt. Hier ist die Heimstätte der Frauen und Kinder, die sich der Eisfläche nähern. Dort angekommen, befestigen sich einige der größeren Knaben, bewaffnet mit scharfen Steinbeilen, geschickt mittels Lederriemen Schlittschuhe, aus den Röhrenknochen eines größeren Tieres gearbeitet, unter den Füßen, um den andern voranzueilen. Diese folgen ihnen dann, die älteren Frauen langsam und vorsichtig auf der glatten Eisbahn dahinschreitend, die Kinder meist laufend und schurrend, bis auch sie das jenseitige Ufer erreicht haben, wo ihnen schon der laute Zuruf der größeren Knaben entgegenschallt. Die Frauen tragen geflochtene Körbe und Taschen aus Fell oder Leder, als ging es zum Jahrmakkt, Einkäufe zu besorgen.

Am Waldrande steht dichtes Schwarzdorngebüsch, dessen blaubereifte herbe Frucht durch die Frosteinwirkung nun auch im rohen Zustande genießbar wird. Hier machen die meisten Kinder zunächst halt, um schnell davon zu kosten; aber die Früchte sind hart wie Stein gefroren und müssen erst in der warmen Hand aufgetaut werden.

Heute gilt es nicht ihnen, sondern den kleinen, noch herberen Holzapfeln, die weiterhin im lichten Walde zu finden sind. Ein Teil derselben ist schon im Herbst nebst Haselnüssen, Bucheckern, Eichen und allerlei Waldbeeren geerntet worden; durch Trocknen und Backen hat man sie genießbar gemacht. Der Rest, der damals noch an den Zweigen hing, soll jetzt eingeheimst werden.

Die meisten Früchte sind inzwischen bereits herabgefallen; was noch oben sitzt, wird von den Knaben abgeschüttelt oder ab-

geschlagen, um dann von den Frauen und kleineren Kindern in die Körbe und Taschen gesammelt zu werden. Davon zu naschen, ist nicht möglich, denn auch die Holzapfel sind ebenso wie die Schlehen steinhart gefroren und wegen ihrer bedeutenderen Größe nicht so schnell aufzutauen wie jene.

Die Ernte durfte nicht länger hinausgeschoben werden. Sollte über kurz oder lang wieder Tauwetter auftreten, so würden die Bären aus dem Urwalde an der Mark des Siedlungsgebietes herüberkommen und hier ihre Ernte halten. Im gefrorenen Zustande sind die Früchte noch vor ihnen sicher.

Die Wölfe, die im Walde haufen, braucht man nicht zu fürchten; denn die Männer der Siedlung sind bereits am Morgen zur Jagd ausgezogen und haben sie aus dem nächsten Waldgebiet mit lautem Jagdruf vertrieben.

Mit schweren Lasten beladen zieht die Gesellschaft gegen Abend denselben Weg, den sie gekommen ist, nach dem Dorfe zurück. Die Knaben haben ihre Pelzkappen mit den roten Beeren der Hülften geschmückt, viele der Mädchen tragen Hültenzweige in der Hand, um damit die ärmliche Hütte zu schmücken. Eine Handvoll Schlehen wird noch schnell mitgenommen, um sie daheim aufzutauen und dann zu verspeisen.

Die Knaben schleppen aus der nahen Quelle, die auch im Winter nicht ganz zufriert, Wasser herbei und schütten es in einen Holztrog am Eingang der Hütte, in den die Mutter dann auch die Holzapfel hineintut. Sie umgeben sich in dem kalten Wasser alsbald mit einer dichten Eistruste, die man leicht entfernen kann, wenn die Früchte genossen werden sollen. Sie haben durch die Frosteinwirkung ihren sonst außerordentlich herben Geschmack vollständig verloren.

Die Mutter teilt an die Kinder reichlich zum Schmausen aus; der Rest wird aber aufbewahrt und zu dem Wintervorrat getan, den eine andere, bedeutend größere Apfelsorte lieferte. Diese gedeiht in der Nähe der Hütte und wurde schon im Herbst geerntet.

Mittlerweile sind auch die Männer mit ihrer Jagdbeute heimgekehrt. Im Eingang der Hütte ist der Vater beschäftigt, mittels eines Feuersteinmessers und eines Feuersteinbeiles ein Reh zu enthäuten und zu zerlegen. Ein saftiger Braten wandert am hölzernen Spieß in das hellose Herdfeuer, während die Mutter zwischen glühenden Herdsteinen das duftende flache Weizenbrot bereitet, und bald labt sich die Familie an dem leckeren Mahl, um die letzte Waldernte zu feiern, mit Dank gegen den gütigen Sonnengott, der in diesem Jahre so reichlich bescherte in Feld und Wald, daß die Familie den harten Winter nicht zu fürchten braucht. Reicher Vorrat lagert in der mehr als zwei Meter tiefen Wintergrube, die derart geräumig ist, daß die Familie sie bei grimmer Winterkälte im Falle der Not auch als Wohnung benutzen kann.

Von dem beim Rösten des Fleisches in geringer Menge heraustropfenden Saft und Fett hat die Mutter sorgfältig einige Tropfen aufgefangen, die sie jetzt in einem zierlichen Tongefäß mit dem Blute des Jagdtieres vermischt. Dann hängt sie den schützenden Mantel von Wolfsfell um ihre Schultern und geht im hellen Mondenschein hinaus zu dem ragenden Totenmal des Urahns, auf dessen Steinkammer ein mächtiger, mit grauen Flechten bewachsener Felsblock ruht. Zu diesem steigt sie feierlichen Schrittes, die Seele voll Grauen und Andacht, empor, um in den kleinen, napfartigen Vertiefungen des Steines dem segenspendenden Sonnengott zu opfern. Nun mag der Winter kommen mit all seiner Not; fleißige Hände haben reichen Vorrat gesammelt und Schutz vor Kälte geschaffen, der Wald beut Wild zum Mahl und trockenes Holz, die wärmende Glut des Herdes

zu entfachen, der Feind ist fern und wird im Winter keinen Einfall wagen, den hungrigen Wolf des Waldes aber werden Hunde und Waffen von den Hütten der Menschen fernhalten.

## Die Wikingerfahrten der Chaucen und Sachsen.

Von

Navigationalehrer P. Andresen, Geestemünde.

Die ersten Schilderungen von den Germanen, die zu beiden Seiten des Weserstroms wohnten, stammen von den Römern Plinius und Tacitus. Sie nennen die Bewohner zwischen Weser- und Emsmündung die kleinen, diejenigen zwischen Weser- und Elbmündung die großen Chaucen. Während Plinius sich besonders mit der armseligen Lebensweise der Strand- oder Küstenchaucen befaßt, spricht Tacitus von den Chaucen im allgemeinen. Er bezeichnet sie als „das edelste Volk unter den Germanen, das seine Größe am liebsten auf Gerechtigkeit stützen will. Ohne Gier nach fremdem Gute, doch auch nicht machtlos, suchen sie keinen Krieg und gehen nicht auf Raub und Plünderung aus.“

„Dieser rühmlichen Schilderung ungeachtet,“ sagt aber Propst Visbeck in seinem Buche über die Niederweser und Osterstade schon vor reichlich 120 Jahren, „waren die Chaucen doch wohl so fromm nicht. Mit der See waren sie bekannt. Fleißig schwärmten sie darauf herum. Bloß zum Vergnügen geschah es doch nicht. Handlung trieben sie auch nicht. Also — sie holten von anderen Küsten und Ländern, was ihnen fehlte.“

Die ersten Seeraubzüge unternahmten die Chaucen im Jahre 41 n. Chr., und zwar nach dem Niederrhein. Sechs Jahre später wiederholte eine Flotte chaufischer Fahrzeuge unter einem Führer vom Stamme der Kannenefaten, Gannaskus, die Angriffe, diesmal auf die gallische Küste. Der römische Statthalter Corbulo bekämpfte die Raubflotte mit Glück und brachte bei dieser Gelegenheit die seit dem Jahre 28 n. Chr. selbständigen Friesen wieder unter das römische Joch. Den Gannaskus wußte er durch Meuchelmord zu beseitigen. Auch in dem für die Römer bedrohlichen Bataveraufstand (69 bis 70) waren die Chaucen mit ihren Einbäumen vertreten und halfen bei der Wegnahme eines Teiles der römischen Rheinflotte. Nach der Unterdrückung des Bataveraufstandes trat für eine lange Zeit Ruhe ein. Die Kannenefaten, Friesen und Chaucen erkannten die römische Oberherrschaft wieder an, und es entwickelte sich ein ziemlich reger See- und Küstenhandel. Nur einmal noch, im Jahre 162, unternahmten die Chaucen einen Raubzug über See, und zwar nach Belgien, sie wurden aber, ebenso wie die Chatten in Obergermanien und die Sueben in Rhätien, von den Römern wieder vertrieben. Diese Raubzüge waren die Vorläufer des bald darauf folgenden Markomannenkrieges. Es ist den Chaucen nicht gelungen, sich auch nur vorübergehend an fremden Küsten festzusetzen, dazu waren die Römer damals noch zu starke Gegner.

Etwa im Jahre 238 vereinte sich ein Teil der Chaucen mit anderen germanischen Stämmen zu dem Volk der Franken, das nach dem Rhein zog, sich in Gallien ausbreitete und der Gründer des fränkischen Staates wurde. Die übrigen Chaucen verloren ihren Namen unter der allgemeinen Bezeichnung „Sachsen“, indem sie sich mit einem aus Holstein eingewanderten Stamme dieses Namens vereinigten.

Sachsen und Franken werden nun namentlich unter den Piraten hervorgehoben, die um 280 die nordgallischen Gestade heimsuchten. Auch im 4. Jahrhundert hatten die Seegrenzen der römischen Provinzen unter den Raubzügen der Sachsen viel zu leiden. Von den unzähligen Angriffen auf Gallien und Britannien sind nur einige wenige den genaueren Umständen nach bekannt. Im Jahre 386 gelang es Theodosius dem Großen, ein sächsisches Geschwader bei den Orkney-Inseln zu vernichten. Aber schon zwei Jahre später suchte eine neue Schar die gallische Küste heim. Am Anfang des 5. Jahrhunderts gelang es den seefahrenden Raubscharen zum ersten Male, sich festzusetzen. Dies ergibt sich aus dem im Jahre 425 abgeschlossenen „Römischen Staatshandbuch“, in dem zwei Strecken der gallischen Nordküste als Sachsenküste bezeichnet werden. Bald nach der Mitte des 5. Jahrhunderts wurde die Bretagne umschifft und die Loiregegend bedroht. 463 erschien der sächsische Häuptling Adovacrius mit seinen Schiffen in der Loire, auf der er zweimal bis Angers vordrang. 478 trieben sächsische Seeräuber ihr Unwesen vor der Gironde-mündung, bis sie durch eine westgotische Flotte gezüchtigt wurden.

Die folgenreichsten Unternehmungen der sächsischen Seefahrer, die nicht zum geringsten Teil von unserer heimatischen Küste ausgingen, richteten sich gegen Britannien und erstreckten sich fast über das ganze 5. Jahrhundert. Hier tritt nun auch am deutlichsten das Ziel der germanischen Raubfahrten zutage. Nicht Seeräuber im eigentlichen Sinne, wie später die Vitalienbrüder oder Vikendeeler der Nord- und Ostsee, die Buccaniers oder Flibustiers des westindischen Archipels, die Risspiraten des

Mittelmeeres oder die malayischen und chinesischen Seeräuber der ostasiatischen Gewässer, waren unsere Vorfahren, sondern Wikinger, gerade so gut, wie reichlich 300 Jahre später die Normannen; denn nicht die Störung des Verkehrs und die Verraubung der Schiffe war ihr Ziel, sondern die Plünderung oder Eroberung blühender Küstenstriche, je nach dem Widerstand, der ihnen bei ihrer Landung entgegengesetzt wurde.

Das Wort „Wiking“ ist älter als die nordische Wikingergeit. Man findet es schon vorher bei den Angelsachsen und Friesen. Die Grundbedeutung ist jedoch unsicher; man weiß nicht, ob es von „Kampf“ oder „Bucht“ abstammt, oder ob ihm vielleicht ein alter Volksstammsname zugrunde liegt. Mit Raubsucht oder Beuteluft hat der Name Wiking jedenfalls nichts zu tun. Die Ursachen der Raubfahrten der Chaucen und Sachsen sind die gleichen, die das Wikingeralter der Normannen (793 bis 1066) herbeigeführt haben. Hier wie dort waren die Bewohner bei dem Mangel an siedlungsfähigen Flächen gezwungen, entweder das eigene Land urbar zu machen oder auf Eroberungen auszufahren. Der kriegerische Geist einerseits und der fehlende Einfluß des Christentums andererseits veranlaßte sie, das letztere zu tun.

Propst Visbeck schreibt in seiner eingangs erwähnten Schrift: „Kapererei war bei allen nordischen Seenationen für die Angeesehensten und selbst für Prinzen die rühmlichste und schicklichste Beschäftigung. Ein geschickter und glücklicher Freibeuter erwarb sich die größte Ehre. Er war ein „pirata maximi nominis“. Bequemlichkeit zur Kapererei hatten die Marschbewohner. Wurten nebst den darauffestehenden Hütten lagen auf einem Watt. Zur Flutzeit ging das Schiff an die Wurt. Zur Ebbezeit konnten sie vermittelst der Gräben, die die ablaufende Ebbe allemal auf den Watten macht und unterhält (hier heißen sie mit dem alten Namen: Balgen), ganz bequem in den Strom kommen. Die Jodutenberge gaben ihnen von den einlaufenden Schiffen Nachricht.“

Da alles, was im Anschluß hieran zur Verteidigung unserer alten Vorfahren von Visbeck gesagt wird, auch heute noch zutrifft, so mögen seine Worte hier wiedergegeben werden, damit sie einem größeren Leserkreise zugänglich sind. Visbeck schreibt:

„Sehr leicht ist es möglich, diese rastlose Geschäftigkeit zur See hiesiger und anderer alten Völker unrichtig zu beurteilen. Freilich nach unserer Sittenlehre, und wenn von Privatpersonen die Rede ist, ist dies „jus piraticum“ sehr verwerflich und längst abgeschafft. Wenigstens dürfen es letztere nur auf eine legale Art ausüben. Aber niemand wird doch auch die erhabenen Rechte ganzer Staaten verkennen, da man über den Besitz und die Oberherrschaft fremder Völker und ganzer Länder mit anderen unterhandelt, so wie etwa Privatpersonen über das Eigentumsrecht eines Pferdes oder Schweines unterhandeln, ohne diese Tiere darum zu befragen. Bloße Unterhandlung indeß reichen oft nicht hin, und dann ist kein Ausweg, man muß Millionen anwenden und Hunderttausende aufopfern, um Fremde mit seinem glorreichen Zepter künftig zu beglücken. Diese Souveränitätsrechte sind denn doch, wie niemand leugnen kann, noch jetzt üblich. Aber waren denn die alten Sachsen, Friesen u. a. nicht souveräne Völker? Wer kann das leugnen? Nach diesem Rechte griffen sie also diejenigen an, die nicht zu ihren Bundesgenossen gehörten. Unverschämte genug mochten diese sein, sich zu widersetzen, ihre Güter nicht zu missen, um keine Sklaven werden zu wollen. Dann entschied doch natürlich die Souveränität oder das Recht des Stärkeren. An Rechtsgründen fehlte es also jenen alten Seefahrern garnicht, und sie hätten ebenso gute Deduktionen, falls sie gewollt, schreiben können, als nur immer in unsern Tagen in ähnlichen Fällen ans Licht treten. Convenienz, Beisorge, daß es in fremde Hände geraten, ein anderer sich damit bereichern und künftig gegen sie gebrauchen könnte — Gründe genug, falls in solchen Fällen Gründe nötig sein sollten. Kurz — die Ehre jener Seehelden steht ebenso fest wie die Ehre einiger Helden und Eroberer unseres Jahrhunderts.“

Kann man diese am Ausgang des 18. Jahrhunderts gemachten Ausführungen nicht getrost auf die heutige Zeit beziehen? Spüren wir nicht gerade in unseren Tagen wieder „das Recht des Stärkeren“ am eigenen Leibe? Daß unsere alten Vorfahren fremde Küsten überfielen, war kein größeres Verbrechen als das Unrecht, das uns von unsern Feinden zugefügt worden ist und noch zugefügt wird, kein größeres Unrecht als die Hungerblockade, die Besetzung des Rheinlandes und der Raub Oberschlesiens. Auch hier lehrt die Geschichte wiederum, daß die Menschheit aus der Geschichte nichts gelernt hat, und daß Christenvölker ebenso wenig vor Grausamkeiten zurückschrecken wie unsere heidnischen Vorfahren.

Man denke an den Fall „Baralong“! Die Söhne Albions, die dort die tapfere Besatzung in den Fluten der Nordsee erbarmungslos ertrinken ließen, waren Nachkommen jener sächsischen Wikinger. Ihre Tat fand die Billigung ihres Volkes, und nicht Kerkerhaft, sondern ehrende Auszeichnung ward ihr Lohn. Vae victis — weh den Besiegten!

## Untergegangene Siedlungen.

Von

Lehrer Joh. Cordes, Bremerhaven.

Um 1200 herum sollen im wesentlichen schon all die Dörfer in Deutschland bestanden haben, die es heute noch gibt. Damals gab Deutschland viel Blut zur Besiedelung des Landes zwischen Elbe und Weichsel und auch für Gebiete außerhalb des heutigen Deutschlands ab. Die überzähligen Bauernsöhne suchten sich neues Land. Das gute Land im alten Deutschland war in Pflege. Heute drängt uns die Not eine stärkere ländliche Besiedelung auf. Nach Zeiten des Falles erwies sich immer eine starke Ansiedlung von Bauern mit kleinem und mittlerem Besitze als bestes Mittel des Aufstiegs und der Gewinnung neuen Wohlstandes. Für den Osten fordert man u. a. zunächst die Wiederansiedlung von Bauern auf dem Lande, das einst die großen Güter durch „Bauernlegen“ auffog. Gerade der Osten ist reich an Stätten, wo einst Bauernsiedlungen lagen.

Auch in unserer engeren Heimat gibt es sog. Wüstungen. Man versteht darunter Stellen, wo in geschichtlicher Zeit Dörfer oder Kleinsiedlungen standen, die wieder verschwunden sind. Die Nachforschungen nach Wüstungen beschränken sich auf die geschichtliche Zeit. Die Vorgeschichte bietet dahin gewiß viele Fragen; die Vorarbeiten für eine sachgemäße Bearbeitung dieser Zeit sind aber über die Anfänge kaum gediehen.

Das Verschwinden eines Ortsnamens bedeutet noch nicht, daß damit auch die Ortschaft verschwunden ist. Ein Ort kann seinen Namen wechseln. Das Dorf Agathenburg hieß ehemals Lieth. Geestendorf ging auf in Geestemünde.

In früherer Zeit hat man sich um die Wüstungen nicht gekümmert. Erst die neuere Zeit lenkte ihr Augenmerk auf sie. Umfassende Arbeiten für unser ganzes Vaterland gibt es darüber noch nicht. Es bestehen nur Einzelforschungen für wenige Teilgebiete.

Wie stellt man Wüstungen fest?

Flurnamen weisen sehr häufig auf eine ehemalige Siedlung. So hieß bei Bederkesa eine Flur „Dat hoge Dorp“. Man darf wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß hier einst eine Ortschaft bestand.

Genaue Beobachtungen der Bodenbeschaffung und Bodenuntersuchungen können den Nachweis von Wüstungen erbringen. Eine Veränderung des Wasserstandes durch Urbarmachung kann eine Lageänderung der ursprünglichen Siedlung nach sich ziehen. Flurnamen wie „Das alte Dorf“ deuten solchen Wechsel an.

Bodenuntersuchungen, die Balken- oder Pfahlreste, Steinbrocken, Holzkohle, Lehmziegel erbringen, bestätigen die Vermutungen, die Flurnamen anregen.

Auch weisen geschichtliche Aufzeichnungen dem Forscher den Weg. Urkunden nennen uns Dorfnamen, die heute nicht mehr bekannt sind, oder die nur noch in Flurnamen weiter leben.

Die Weser hatte im Mittelalter noch mehrere Mündungsarme; zwei Arme gingen durch Oldenburg in den Jadebusen. Die Sage berichtet uns von der jetzigen Weser, daß sie z. B. bei Imsum so schmal war, um sie mit einem Stege überbrücken zu können. Der Imsumer Rüster ging täglich auf andere Ufer, wo seine Kühe weideten. Orte wie Kiecke, Lebestedt u. a. verschwanden später in der See.

Die Kirchspielsgemeinde Elmlohe besaß im 14. Jahrhundert noch die Dörfer Eckhude, Egevelt, Brockmöhlen. Der Name Eckhude lebt in dem Namen eines Forstbezirktes weiter.

Welches sind die Ursachen des Wüstewerdens?

Die Geschichte unseres Volkes und Vaterlandes um 1200 ist dem jetzigen Geschlechte viel zu wenig und oberflächlich bekannt. Damals besaß unser Volk einen Wohlstand, wie es ihn später kaum wieder erreichte.

Die Zahl der verschwundenen Dörfer und Kleinsiedlungen ist nicht gering, auch in unserer Gegend nicht, wenn sie hier auch lange nicht die Höhe anderer Landesteile erreicht.

Krieg und Pest, die die Menschen ganzer Siedlungen wegnehmen, sind stark an der Schaffung von Wüstungen beteiligt, besonders der 30jährige Krieg. Hier bei uns haben beide wohl auch gehaust, aber nicht so schlimm, daß durch sie ganze Ortschaften wüste wurden.

Das Wüstewerden läßt sich für unsere Marsch leicht erklären. Der innere Teil der Marsch versumpfte, nachdem die äußere, höher gelegene Marsch eingedeicht wurde. Die Bewohner wurden dadurch zu einem Siedlungswechsel gezwungen. Ortschaften wurden entweder auf Warften oder den Geestrand verlegt. Anderswo rissen die Wasserfluten Land und Ortschaft fort.

Auf der Geest verursachten drückende Lasten, die die Herren den Bauern auferlegten, daß die Bauern in der Bewirtschaftung des Landes keinen Vorteil mehr sahen. Es ist uns bezeugt, daß nicht nur ein einzelner Bauer seinen Hof, sondern, daß die Bauern eines ganzen Dorfes ihr Dorf verließen wegen der schweren Belastung. Die erzbischöfliche Vogtei in Bremer vörde stand hinter den harten weltlichen Herren nicht zurück. Wer weiß, daß der Bauer bis zu drei Viertel und vier Fünftel seines Einkommens abgeben mußte, wer die Fülle seiner Dienste und Belastungen kennt, wird es verstehen, wenn er das Joch ab-

warf und sich als Landsknecht ein freieres Leben suchte, oder wenn er auswanderte.

Wie war es möglich, daß der zahlreiche, freie und wohlhabende Bauernstand des 12. Jahrhunderts so unfrei, elend und arm werden konnte? Es ist den Bauern von heute dringend zu empfehlen, die Geschichte ihres Standes ernst zu erfassen. Heute erlebt das Dorf einen Zufluß von Geld wie nie vorher. Lauert dahinter nicht ungeheure Belastung und Vernechtung? Wie war es um 1200, und wie stand es um 1500?

In unruhigen und unsicheren Zeiten — und deren gab es genug — mögen einzelne Außen siedler nach einer größeren nahen Siedlung gezogen sein, um bessern Schutz zu haben. Ein Hausbau war damals einfacher als heute, zumal wenn die Dorfgenoßen halfen. Auch mag größere Wirtschaftlichkeit einen Gutshof veranlaßt haben, seine Sassen beim Gutshof zusammenzuziehen und geschlossene Dörfer zu bilden.

Die Wüstungen sind zumeist Spuren, die Leid und Last und schweres Volksgeschick vergangener Zeiten auf dem Boden unseres Volkes hinterließen.

## Der Putaal.

Den Landleuten in den meisten Moor- und Marschgegenden unseres Landes wohlbekannt ist der Putaal (mit langem u gesprochen), auch Schlammpeizger, Schlammbeißer, Moorgrundel und Wetterfisch genannt, ein Fisch von aalähnlicher Gestalt, mit sehr schleimiger Haut, dessen Maul von 10 Bartfäden umgeben ist. Er ist von schwärzlicher Grundfarbe, am Bauch heller mit schwarzen Tupfeln, und hat fünf gelbe und braune Längsstreifen. Die kurze, gerundete Rückenflosse steht etwa in der Mitte des Körpers; ihr gegenüber stehen die ziemlich schmalen Bauchflossen, während die Afterflosse weit nach hinten, in die Nähe der abgerundeten, getüpfelten Schwanzflosse gerückt ist. Kurz, es ist ein Fisch, der auf den ersten Blick zu erkennen und mit keinem anderen zu verwechseln ist. Erwachsen ist er etwa fußlang.

Der Putaal lebt in Gewässern mit weichem Schlammgrunde, in den er sich im Winter und auch zur Sommerzeit an heiteren Tagen eingräbt. Er wird deshalb öfter beim Aufreinigen von Gräben, Sieltiefen und Teichen mit dem Schlamm ans Ufer gebracht. Des nachts aber und bei trübem Wetter kommt er hervor und jagt allerlei kleinem Wassergetier nach, frißt aber auch vermoderte Pflanzenreste, woher vielleicht sein Name „Schlammbeißer“. Besonders unruhig ist er bei bevorstehendem Gewitter und Sturm, und das trug ihm den Namen „Wetterfisch“ ein. Er wird nämlich auf dem Lande vielfach, gleich dem Laubfrosch, als Wetterprophet im Glase gehalten. Trocknet sein Wohngewässer im Sommer aus, so geht er darum nicht zugrunde. In der immer kleiner werdenden Lache mit fauligem Wasser, wo andere Fische elend ersticken, bleibt er ganz munter, da er an der Oberfläche Luft schnappt, sie verschluckt und mittels der Darmwand atmet. Ist auch der letzte Wasserrest verdunstet, so gräbt er sich in den Schlamm ein und bleibt am Leben, so lange nur der Boden noch Feuchtigkeit hält. Im April oder Mai legt der Putaal am Ufer seinen Laich ab, nach Brehm gegen 140 000 Eier; trotz dieser ungeheuren Zahl gehört der Schlammpeizger nicht zu den häufigsten Fischen; er tritt nirgends in Massen auf. Freilich sagt der Volksmund, daß in der „gelben Brate“ bei Elsfleth, einem sehr schlammreichen Kolke, viele Putaale haufen, und diese sollen durch Aufwühlen des Schlammes die Ursache sein, daß bei bevorstehendem Unwetter deren Wasser sich gelb färbt, was tatsächlich, besonders beim Eintritt von Sturmfluten, der Fall ist. Doch ist die auffällige Erscheinung wohl eher auf unterirdischen Wasserdruck von der Weser her zurückzuführen.

Bei uns zu Lande gilt der Putaal als giftig, aber mit Unrecht; jedoch ist er wegen seines Modergeschmacks als Speisefisch nicht zu empfehlen. Dieser Geschmack soll sich aber, wie beim Karpfen, beseitigen lassen, wenn man die Fische längere Zeit in fließendem Wasser hält und vor der Zubereitung die dicke Schleimhülle gründlich entfernt.

Ich kenne aber keinen interessanteren Fisch fürs Aquarium als den Schlammpeizger. Mit kleinem Behälter zufrieden, ist er mit ein paar Semmelkrumen und kleinen Regenwürmern täglich zu erhalten, und es ist ein ergötzlicher Anblick, wie er sofort unruhig wird, sobald er den kaum zu Boden gesunkenen Wurm wittert. Das Auge scheint bei ihm nur blöde zu sein, desto feiner aber das Tastgefühl in den Bartfäden. Lebhaft nach rechts und links tastend, fährt er auf dem Sandgrunde umher, und kaum stößt er mit einer Bartelspitze an sein Opfer, so ist es auch schon im Maule verschwunden, obgleich dessen Öffnung gar nicht sehr breit ist. Ist ein Gewitter im Anzuge, so zeigt er dies ebenso frühzeitig an wie das Barometer. Raftlos schlängelt er sich oben im Wasser umher, während er bei heiterem Wetter stundenlang träge der Ruhe pflegt, und immer wieder schnappt er an der Oberfläche Luft, die er teilweise in Blasen wieder aus dem After hervortreten läßt. Ob eine direkte Empfindlichkeit für die atmosphärische Elektrizität oder nur deren Einfluß auf den Luftgehalt des Wassers dieses Verhalten des Fisches veranlaßt, bedürfte einer Untersuchung. Bekanntlich findet man oft Aale, die während einer Gewitternacht in Aalkörben gefangen wurden, am

Morgen tot im Rege, und Aquariumfische schnappen an Gewittertagen oft ängstlich nach Luft; aber man bemerkt an den Goldfischen und ihren Verwandten dann doch nie die sonderbare Unruhe des Putaals.

Ein naher Verwandter des Putaals, und wie dieser zu den Bartgrundeln gehörig, ist der Steinbeißer, ein zierliches Fischlein von höchstens 10 Zentimetern Länge. Er ist weit hübscher gezeichnet als sein größerer Vetter, mit Reihen runder schwarzer Flecken auf orangegelbem Grunde, aber die Unterseite ungefleckt und im ganzen viel lebhafter gefärbt. Er ist ein seltener Fisch, der als Speisefisch deswegen schon kaum in Betracht kommt; er lebt in Flüssen, Bächen und Seen und versteckt sich gern unter Steinen.

H. Schütte, Oldenburg i. Gr.

## Die Bärlappe unserer Heimat.

Der Heidewanderer kennt die immergrünen Bärlappe, die letzten Nachkommen eines stolzen Pflanzengeschlechts, das einst in der Steinkohlenzeit der Vegetation sein Gepräge aufgedrückt hat. Wenn er sie in weiter Heide oder im stillen Kiefernwalde erblickt, da hemmt er unwillkürlich seinen Schritt, denn fremd und eigen schauen diese Kinder Floras ihn an. Er begreift, daß sie die menschliche Phantasie beschäftigt und im Aberglauben eine Rolle gespielt haben. Namen, wie Wolfsklaue, Drudenkraut, Hegenmoos, Unruh, tauchen in seiner Erinnerung auf.

Von der braunen winterlichen Heide hebt das dunkle Grün der Bärlappe sich wirkungsvoll ab. In den großen Heideflächen zwischen Debestedt und Neuenwalde wächst der flache Bärlapp („*Lycopodium complanatum* L.“). Wie kleine Zypressen schauen die Pflanzen aus der Heide hervor. Noch tragen sie an ihrer Spitze die alten „Kolben“, deren Sporen der Wind längst ausgestreut hat. Die Blätter sind klein und hart, denn der hohe Heideboden ist trocken und mager. Der Wurzelstock dringt in jähem Kampfe kreisförmig vor und schießt neue Sprosse nach oben. So entsteht allmählich ein geschlossener Ring, der im Volksmunde Hegenring genannt wird.

In derselben Heide, namentlich zwischen Debestedt und Hymendorf, wächst auch der Kolbenbärlapp oder das Schlangenmoos („*Lycopodium clavatum* L.“). Zwischen Rentierflechten und braunen Heidefarnen kriecht es lang dahin. Auf kurzbeblätterten Ästen sitzen gewöhnlich zwei Sporenähren, doch kommen auch Äste mit nur einem Kolben vor. Die Jugend in Neuenwalde nennt diesen Bärlapp darum „Messer und Gabel“.

In der großen Heide zwischen Neuenwalde und Holzel steht der Tannen-Bärlapp („*Lycopodium Selago* L.“). Wo trockene Gräben oder alte, tiefe Fahrwege die Heide durchziehen, da pflegt er am Grunde der einen Wand zu wachsen. Im Winter ist er leicht erkennbar, da er sich durch sein Grün von der braunen Heide abhebt. Der Tannen-Bärlapp ist eine seltene Pflanze unserer Heimat. Unter der Heide versteckt, führt er ein verborgenes Leben. Er trägt keine Kolben, da fruchtbare und unfruchtbare Blätter sich nicht unterscheiden.

Im nahen Königstann ist auch ein Bestand vom sprossenden Bärlapp („*Lycopodium annotinum* L.“). Er findet sich dort an einer schmalen Waldschneise und ist schon auf größere Entfernung zu erkennen, da der Waldboden, abgesehen von einigen Astmoosen, fast kahl ist.

Die fünfte und letzte Art der Bärlappe, die unsere Heimat besitzt, ist der kleine Sumpf-Bärlapp („*Lycopodium inundatum* L.“). In feuchten Sandgruben auf anmoorigem Boden ist er nicht selten. Schon in der nächsten Umgebung der Unterweserstädte ist er hier und da zu finden. Ein kurzer Stengel liegt fest auf dem feuchten Untergrunde und schießt einen Ast nach oben, der die Sporenähre trägt.

Die Bärlappe bilden einen schlichten Schmuck unserer stillen Heiden und Kiefernwälder. Jeder Naturfreund wird es darum begrüßen, daß der Staat sie unter den Schutz des Gesetzes stellen will.

Heinrich Mahler, Geestemünde.

## Unsere Heimatbibliotheken.

Für die Erforschung unserer engeren Heimat kommen im wesentlichen zur Zeit nur zwei Vereinigungen in Frage: der Heimatbund der Männer vom Morgenstern und der Verein für Naturkunde an der Unterweser. Jede derselben verfügt über eine Bibliothek, die ihren besonderen Zwecken dienen soll. Wenn diese Büchereien aber ihren Zweck erfüllen sollen, so bedürfen sie noch sehr des systematischen Ausbaues nach einem großzügigen und weitausschauenden Plane, und zwar derart, daß nicht allein die gegenwärtigen Heimatforscher, sondern auch die Geschlechter, die nach uns kommen werden, diejenigen Hilfsmittel für ihre Studien darin finden, deren sie benötigen, um das Wissen von der Heimat, die Heimatkunde im weitesten Sinne, immer weiter auszubauen: alle

Schriften über die Entstehung unseres heimatlichen Bodens, über die geschichtlichen Vorgänge in unserer engeren Heimat, über die Entwicklung der Kultur und des Volkstums in vor-, früh- und geschichtlicher Zeit, über die natürlichen Verhältnisse (Tier- und Pflanzenwelt, Bodenkunde, Bodenbenutzung), über Industrie, Handel, Schifffahrt, Bildungsanstalten, über heimatliches Kunstschaffen, Land und Leute als Gegenstände der bildenden Kunst usw.

Solche erstrebenswerten Aufgaben in ihren Bibliotheken zu erfüllen, geht unter den jetzigen Verhältnissen weit über die pekuniäre Leistungsfähigkeit der beiden genannten Vereine hinaus; sie bedürfen deshalb jetzt noch mehr als vordem der Unterstützung der Behörden und der weitesten Kreise unserer Heimatgenossen!

Mancher wird vielleicht meinen, daß es neben den großen Zentralbibliotheken nicht noch der Heimatbibliotheken bedürfe. Das ist leider ein weitverbreiteter Irrtum! Die großen Bibliotheken sind in ihren Mitteln mehr denn je beschränkt und können nur noch die wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt anschaffen; von der Einstellung der sämtlichen Bücher von mehr lokaler Bedeutung, die gerade für die Heimatforschung oft von größtem Werte sind, kann längst nicht mehr die Rede sein. Wohl ist jede Druckerei und jeder Verleger verpflichtet, ein Exemplar der neuen Druckwerke an die Provinzial-Bibliothek gratis zu liefern, die sie den Interessenten zugänglich machen kann und wird. Aber was bedeutet ein Exemplar eines wichtigen, unentbehrlichen Werkes für die Heimatforscher einer ganzen Provinz? Wann gelangt es bei reger Nachfrage in die Hand der einzelnen Interessenten? Und man bedenke, mit welchen Portounkosten heute die Entlehnung solcher Bücher aus amtlichen Bibliotheken verknüpft ist!

Soll die Heimatforschung weiter gedeihen, so ist der systematische Ausbau der vorhandenen Heimatbibliotheken im Interesse der so wichtigen Heimatpflege unumgänglich nötig. Die Erkenntnis, daß das heimatkundliche Wissen Bildungsmomente von hohem Werte aufzuweisen hat, bricht sich offensichtlich immer weiter Bahn. Die größte Gefahr aber, die der Heimatbewegung droht, besteht darin, daß sie der Verflachung verfällt, und daß sich insolgedessen die eigentlichen Träger der ganzen Idee, die wirklich intensiv tätigen Heimatforscher, von der an sich guten Sache beschämt und enttäuscht abwenden; sie würde dadurch auch ihre werbende Kraft auf den jungen wissenschaftlichen Nachwuchs einbüßen. Dagegen werden, so lange in den Heimatvereinen das Hauptgewicht auf ernste Heimatforschung gelegt wird, immer wieder junge Kräfte in den Bann der Heimatidee gezogen und zur Mitarbeit für die Zukunft gewonnen; das beweist die jahrzehntelange Erfahrung.

Die Allgemeinheit sollte sich deshalb verpflichtet fühlen, der Heimatforschung wenigstens die Mittel zur weiteren Ausgestaltung ihrer geistigen Rüstkammer zur Verfügung zu stellen! Noch fehlt es ihr in unserer engeren Heimat gar sehr an dem fachwissenschaftlichen Handwerkszeug, ohne das die Arbeit ebenso wenig einen gedeihlichen Fortgang nehmen kann wie auf technischen und anderen Gebieten ohne den ganzen fachtechnischen Hilfsapparat.

Fr. Plettke.

## Beantwortung von Anfragen.

Tanne, Fichte und Kiefer.

Von einem in den Unterweserstädten ansässigen Süddeutschen wurde mir die Frage vorgelegt, ob die hierorts zu Weihnachten verkauften Christbäume Tannen oder Fichten seien; es habe ihn gewundert, daß man die Christbäume hierorts „Tannen“ nenne. In seiner Heimat unterscheide man Tannen, Fichten und Kiefern; er bitte um Auskunft darüber, wie man diese drei Baumarten hier nenne.

Darauf folgendes zur Antwort: Sowohl die systematische als auch die volkstümliche Benennung der Tannen und Fichten entbehrt von jeher der wünschenswerten Bestimmtheit. Was zunächst die Frage betrifft, ob unsere Christbäume Tannen oder Fichten sind, so möchte ich dieselbe dahin beantworten, daß sie im Sinne der Botaniker als Fichten bezeichnet werden müssen; gebräuchlich ist daneben aber auch die Bezeichnung „Rot-tanne“. Der Name Tanne dagegen gebührt im botanischen Sinne nur der Weiß- oder Edeltanne. Wo, wie bei uns in der nordwestdeutschen Tiefebene, die Edeltanne weniger bekannt ist, wird auch die Kottanne oder Fichte schlechtweg „Tanne“ genannt. Im nordöstlichen Deutschland, wo weder die Rot- noch die Weißtanne größere Wälder bildet, wird sogar die dort einheimische Kiefer oder Föhre bald als „Fichte“ und bald als „Tanne“ bezeichnet. Auch in der Umgegend von Bremer-vörde hörte ich vor mehr als 30 Jahren, daß die Föhre vielfach „Tanne“ genannt wurde. Im botanischen Sinne sind demnach zu unterscheiden: 1. Fichte = Kottanne (Christbäume), 2. Tanne = Weiß- oder Edeltanne, 3. Kiefer = Föhre, Föhre.

Fr. Plettke.